

Giswil in den Hungerjahren 1816 und 1817

Veröffentlicht im Geschäftsbericht der Korporation Giswil

Die letzte Hungersnot in der Schweiz

Ursachen

Es waren verschiedene Ursachen, die vor 200 Jahren in der Schweiz zur Hungersnot führten: Die politische Situation nach den napoleonischen Kriegen, der 1815 neu gebildete eidgenössische Staatenbund mit nicht gelebter Solidarität unter den Kantonen, die noch nicht vorhandenen logistischen Mittel wie Strasse und Eisenbahn und eine seit dem Jahre 1800 sinkende Jahresdurchschnittstemperatur. Der ursächliche Auslöser war aber ein Naturereignis auf der anderen Seite des Erdballs.

Am 5. April 1815 explodierte der Vulkan Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa mit einer unvorstellbaren Wucht. Die freigesetzte Energie soll ca. 170'000 Hiroshima-Bomben entsprochen haben. Durch die Wucht der Explosion wurde die Asche 40 km in die Atmosphäre geschleudert. In Europa erfuhr man erst Wochen später von diesem Ereignis, sichtbar waren lediglich die farbigeren Sonnenuntergänge, die von zeitgenössischen Künstlern gerne auf ihren Gemälden festgehalten wurden. Niemand ahnte etwas von der sich anbahnenden Katastrophe, dem «Jahr ohne Sommer».



Bild 1: Der Tambora heute, der ganze Gipfelbereich des Vulkans wurde durch den Ausbruch von 1815 weggesprengt, der Krater hat einen Durchmesser von 6 km und eine Tiefe von 1000 m.

Unsere Gemeinde zählte im Jahre 1815 1406 Einwohner, davon galten ca. 700 Personen als arm. Als Ursache für die Armut, nicht nur für in Giswil sondern in ganz Obwalden, notierte 1798 der helvetische Distriktsstatthalter Johann Nikodem von Flüe – als ehemaliger Landammann musste er dies ja wissen – neben der Teuerung der vergangenen Jahre, auch die sorglosen und verschwenderischen Eltern und ihre schlechte Kindererziehung, die übertriebene Schmuck- und Kleiderpracht, die Ausgaben für zu häufigen Genuss fremder Weine und Liköre, das Lieblingsgetränk Cheli, das Schuldenmachen für Hochzeitsmähler, die Verschwendungssucht bei den häufigen Kirch- und Kappelweihen. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts nannten Zeitungen als Quellen für die Armut den zunehmenden Alkoholgenuss

und dass man aus dem Obst, statt es unverarbeitet bzw. als Dörrobst zu essen, immer mehr Most und Schnaps herstellte.

Aber wovon ernährten sich die Leute in Obwalden zur damaligen Zeit? Die Giswiler waren weitgehend Selbstversorger, selbst die geistlichen Herren betrieben eine bescheidene Landwirtschaft und auch die landlosen Tagelöhner hielten einige Ziegen oder Schafe. Das war möglich, weil die Bürger im Sommer Alprechte hatten und im Frühling und Herbst das Vieh auf die Allmend treiben durften. Die Tiere der teilweise landlosen Beisassen mussten sich mit der Waldweide begnügen, aber auch dort fanden sie genug zu fressen. Diese Selbstversorgung war einer der wesentlichen Gründe, wieso in Giswil damals vermutlich keine oder nur wenige Hungertote zu beklagen waren. Im Jahre 1727 wurden in Obwalden die ersten Kartoffeln angebaut, die aber wegen der Giftigkeit der Blätter und Triebe keinen guten Ruf hatten. Sie waren das Nahrungsmittel der Armen und fanden vorwiegend Verwendung als Viehfutter. Erst nach der Hungerkrise 1770 - 71 wurde der Anbau gezielt gefördert. Auf den Alpen lebte man meist von frischer Milch, Suiffi, Zieger und Käse, sporadisch gab es auch Reis. Im Spätsommer kamen aus dem Tal Kartoffeln und Gemüse. Nur die reichen und mittelmässig begüterten Bauern konnten sich Brot, Mehlspeisen und Fleisch leisten. Hafer und Gerste wurden in Suppen und als Brei verwendet. Das Hauptnahrungsmittel der armen, meist kinderreichen Familien waren Mues, Kartoffeln, Ziegenmilch und Gemüse aus ihren Gärten. Dieser Speisezettel wurde im Sommer und Herbst ergänzt durch Beeren und Haselnüsse aus dem Wald.

Das Jahr ohne Sommer

Der Frühling 1816 war kalt und der Schnee lag noch im April so hoch, dass viele Alpen unzugänglich waren. Die höher gelegenen Alpen konnten überhaupt nicht bestossen werden. In der Zentralschweiz schneite es im Juni bis in die Niederungen, der 3. Juni war der einzige Sonnentag in diesem Monat. Der Sommer war kühl und nass und das Heu geriet ganz schlecht und erlitt grosse Qualitätseinbussen. Es gab keinen Monat ohne Schnee in höheren Lagen. Die Kartoffeln blieben klein, man hatte einen Ernteausfall von 80% zu beklagen. Der Schnee kam früh im Herbst, die letzten Feldfrüchte scharrte man unter dem Schnee hervor, es war der kälteste Sommer seit 500 Jahren. Die grosse Nahrungsmittelknappheit kam im Winter 1816/17 und traf hauptsächlich die Leute in Gegenden mit einer starken Textilindustrie wie im Zürcheroberland, in St. Gallen und Glarus, wo der Selbstversorgungsgrad nur noch halb so hoch war wie in der Innerschweiz. Zu allem Unglück sorgten handelspolitische Hemmnisse für eine grosse Arbeitslosigkeit in der Textilindustrie, die Arbeitslosenversicherung wurde in der Schweiz erst 120 Jahre später eingeführt. Die Preise für Lebensmittel verzeichneten eine enorme Teuerung, in Genf 220% und in Rorschach knapp 600%. Im Frühsommer 2016 stieg der Getreidepreis in der Innerschweiz um 300%. In St. Gallen waren 5000 Hungertote zu beklagen und in den beiden Appenzell kamen über 6000 Menschen ums Leben. Einzelne Städte schlossen ihre Kornmärkte für nicht Kantonsbürger, so konnte Obwalden sein Getreide nicht mehr in Luzern einkaufen. Die Innerschweizer Kantone wichen auf die Oberitalienischen Märkte aus, dort war noch Reis und Korn erhältlich. Die Säumerrouen über Gotthard und Griespass (nahe dem Nufenenpass) waren wegen den hohen Schneemassen jedoch zu gefährlich und nicht effizient. Im Juni 1817 etablierte sich endlich ein stabiles und langandauerndes Hochdruckgebiet über der Schweiz, die Nullgradgrenze stieg schnell und damit setzte die grosse Schneeschmelze ein. Bieler-, Neuenburger- und Murtensee bildeten zusammen eine Seefläche, auch der Baldegger- und der Hallwilersee flossen zusammen. Der Vierwaldstättersee trat über die Ufer und zog sich erst im Herbst auf den Normalstand

zurück. Der Pegel des Bodensee stieg auf 2.3m über den Normalstand und erreichte damit den höchsten je gemessenen Stand. Der Rhein drohte zwischen Sargans und Bad Ragaz in Richtung Walenstadt durchzubrechen.

Der Zusammenhang zwischen dem Ausbruch des Tambora und dem «Jahr ohne Sommer» ist durch die Wissenschaft erst hundert Jahre später festgestellt worden. Die Leute glaubten unter anderem, dass die neu erfundenen Blitzableiter schuld seien und rissen diese von den Dächern. Warum die Schweiz in Europa das am stärksten betroffene Land war, ist bis heute nicht geklärt. Teilweise wurde die Schweiz vom Ausland unterstützt, so schickte Zar Alexander I von Russland 100'000 Rubel in die Ostschweiz. Wie aber hat man in Giswil die «teure Zeit», wie diese Periode in zeitgenössischen Dokumenten der Innerschweiz benannt wurde, erlebt?



Bild 2: In der Not assen die Menschen Gras, Kartoffelschalen und Kleingetier (Bild Dominik Steinmann NZZ)

Die «teure Zeit» in Giswil

In Giswil sind aus dieser Zeit sehr wenige direkte, schriftliche Zeugnisse überliefert worden, wir werden uns auf Spurensuche machen im Sterbebuch der Pfarrkirche Giswil, im Kirchenrechnungsbuch sowie im Protokoll des Bürgerrates. Letzteres ist durch eine Arbeitsgruppe der Heimatkundlichen Vereinigung Giswil unter der Leitung von Roland Sigrüst in jahrelanger Arbeit transkribiert und digital erfasst worden.

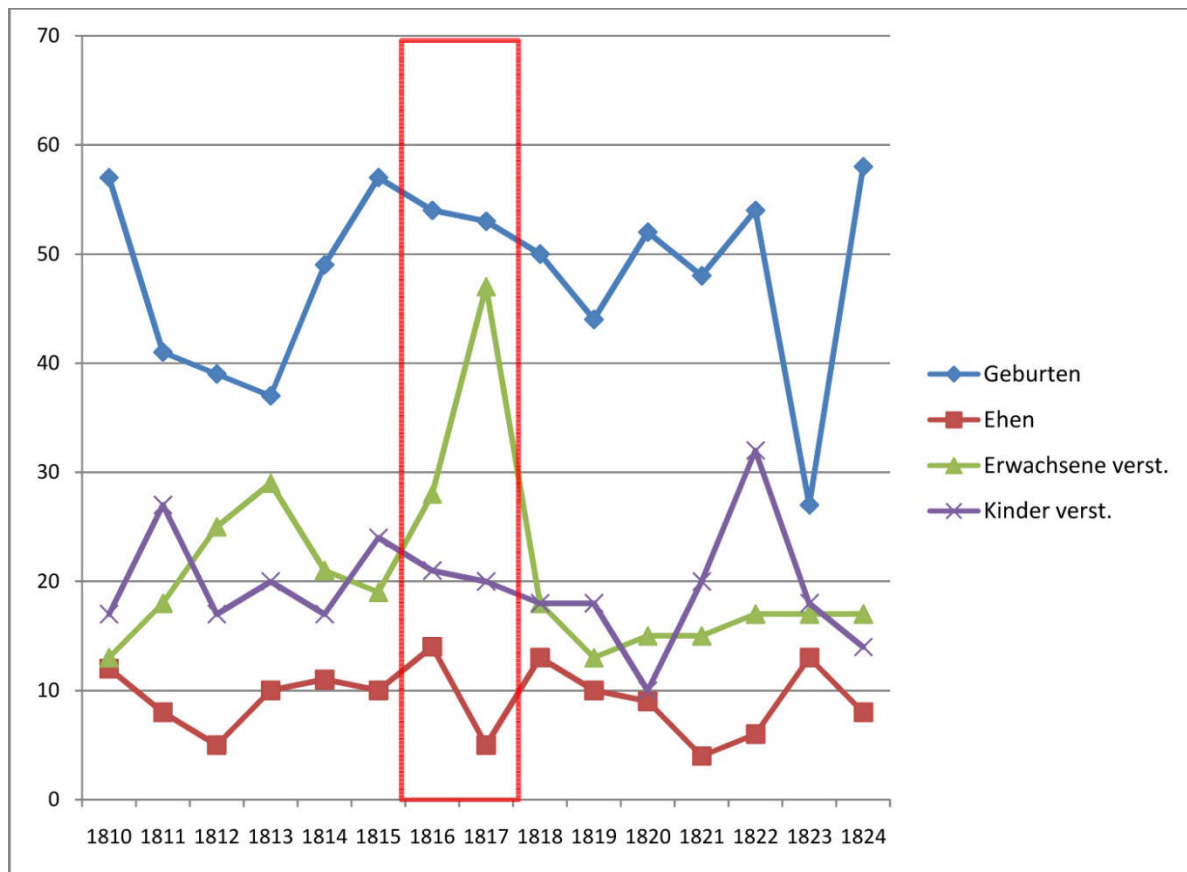


Bild 3: Die Entwicklung der Häufigkeit von Geburten, Ehen und Sterbefälle in den Jahren 1810 - 1824, Quelle: Kirchenbücher Giswil

Das Sterbebuch zeigt in den Jahren 1816 und 1817 bei den Kindern eine durchschnittliche Sterblichkeit, im Gegensatz dazu ist die Zahl der verstorbenen Erwachsenen mit 47 um den Faktor zwei erhöht. Die Verteilung zeigt einen Schwerpunkt von Anfang Dezember 1816 bis Ende Februar 1817 mit 39 Verstorbenen. Leider hat der damalige Pfarrer Alois Stockmann im Sterbebuch keinen Hinweis auf die Todesursache notiert. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelte es sich hier um eine Typhusepidemie, hervorgerufen durch hygienisch ungenügende Wasserversorgung, verstärkt durch die prekäre Mangelernährung. Betroffene Kinder litten weit weniger unter der Seuche und genasen in der Regel wieder vollständig, was sich auch in der durchschnittlichen Sterblichkeit zeigt. Bei den 10 Frauen und 29 Männern, die der Typhusepidemie zum Opfer gefallen sind, sind alle Altersschichten vertreten, von der Jungfrau, dem Familienvater bis zum Greis und vom Ratsherr bis zum Tagelöhner.

Der Typhuserd kann nicht einer bestimmten Wasserquelle zugeordnet werden, es verstarben Leute von Rudenz, Grossteil und Kleinteil. Einen Hinweis gibt uns der Beschluss des Bürgerrates vom 2. Februar 1817, in dem der Totengräber angewiesen wird, die Leichen einen Drittel tiefer zu begraben. Am Zwingel entsprangen artesishe Quellen, davon berichtet ein Ansuchen der «geistlichen Herren» beim Bürgerrat, ob sie das Quellwasser aus dem Sigristenmätteli zur Waschhütte leiten dürfen. Eine zweite Quelle wurde als Jakobsbrunnen gefasst. Es ist schwer vorstellbar aber nicht auszuschliessen, dass dieses Wasser getrunken wurde, mit fatalen Folgen zumal sich zu der Zeit alle Gräber auf dem Zwingel befanden.

Die Zahl von 5 Hochzeiten im Jahre 1817 ist tief, mit 5 Hochzeiten im Jahre 1812 und 4 im Jahre 1821 jedoch nicht aussergewöhnlich. Die obige Tatsache zusammen mit einer

verminderten Fertilität durch die Mangelernährung bei den Frauen ist das Absinken der Geburtszahlen mit einem Tiefpunkt im Jahre 1819 zu erklären. Aufgrund der Sterbebücher können wir also mit grosser Sicherheit annehmen, dass keine oder doch nur sehr wenige Giswiler den Hungertod gestorben sind.

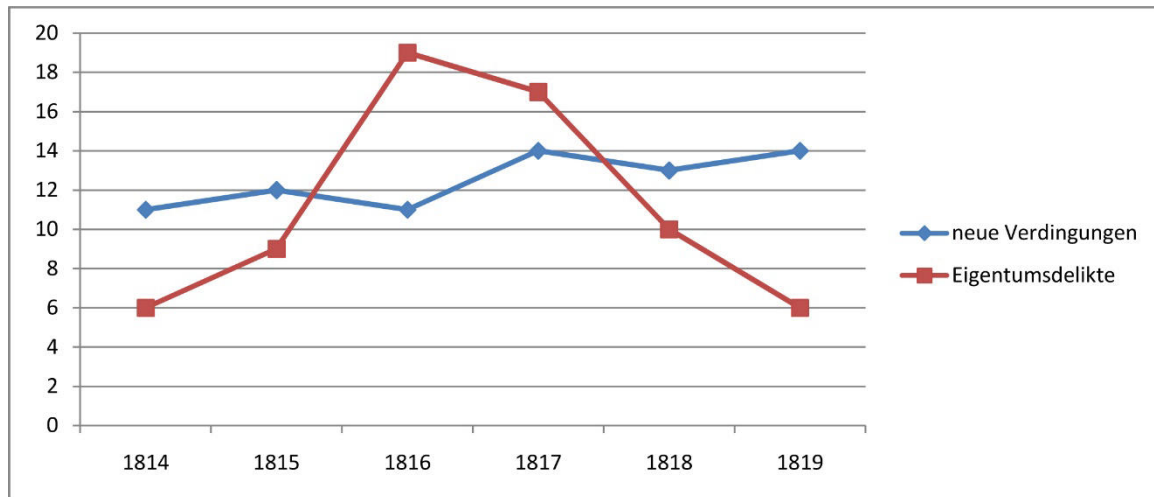


Bild 4: Entwicklung von Eigentumsdelikten und neuen Kindsverdingungen
Quelle: Bürgerratsprotokolle Giswil

Kartoffelsuche ennet dem Brünig

In den Protokollen des Bürgerrates zeichnet sich die Not der Bevölkerung schon wesentlich markanter ab als in den Kirchenbüchern. Öfter als in früheren und späteren Jahren hatte sich der Rat mit Bevormundungen, Armensteuern, Bettlerjagden und Eigentumsdelikten zu befassen. Die Waisen- und Armenfürsorge war seit je her die primäre Aufgabe der Verwandten und erst in zweiter Linie der Bürgergemeinde. Es war Aufgabe des Spendvogtes, der jeweils an der Martinigemeinde gewählt wurde, sich um die Armen und Bedürftigen der Gemeinde zu kümmern, die Verwandtschaftssteuer einzuziehen und zu verteilen. Diese Steuer wurde durch den Bürgerrat beschlossen und den Angehörigen der Bedürftigen auferlegt. Waisenkinder wurden für ein Kostgeld verdingt bis zum 12. Altersjahr, später hatten sie selber für den Lebensunterhalt aufzukommen, notfalls mit dem Segen der Gemeinde mit Betteln. Witwen wurden in Giswil praktisch immer bevormundet (gevogtet). Die Not war besonders bei kinderreichen Familien sehr gross, mussten sie doch 60-70% ihres Einkommens für Nahrungsmittel verwenden, sofern sie nicht Selbstversorger waren. Sie konnten die eigenen Kinder nicht mehr ernähren und mussten diese zum Verdingen geben. Kostgeld konnte nicht bezahlt werden, also wurde die Verwandtschaft bemüht. Wenn auch da nichts zu holen war, musste die Bürgergemeinde für den Lebensunterhalt aufkommen. Es war in diesen Jahren nicht ungewöhnlich, dass die Eltern ihre verdingten Kinder wieder selber übernahmen mit Kostgeld aus der Verwandtschaftssteuer. Aber auch Pflegeeltern gerieten in Not, so forderte Meister Melchior Enz für die zwei verdingten Buben von Peter Degelo zusätzlich 1 Gulde 20 Schilling pro Woche wegen der teuren Zeit. Teilweise gelingt es anhand der Protokolle und den Kirchenbüchern Einzelschicksale zu rekonstruieren. Als Beispiel sei hier die Familie Bieler, ob der Linden im Grossteil erwähnt: Maria Franziska Friedrich die Frau von Peter Josef Bieler, starb 1811 im Alter von 36 Jahren und hinterliess zwei Kinder von fünf und neun Jahren. Der Vater war eines der Opfer der Typhusepidemie, er starb am 28. Januar 1817. Schon in der nächsten Ratssitzung vom 9. Februar fragt der Vogt der Kinder den Rat an, ob er das Vieh und das Land verkaufen solle.

Der Rat beschliesst er solle alles verkaufen und die Kinder zu rechten Leuten verdingen. Trotz der grossen Not nahm die Anzahl der neu verdingten Kinder nicht zu, allerdings zeichnete sich eine steigende Tendenz ab.

Aber auch scheinbar gutsituierte Familien traf es, wie Kapellenvogt und Ratsherr Johann Josef Enz, Besitzer des Heimwesens unter der Kapelle Grossteil, der Chappelenmatt. Im Jahre 1817 liess er durch den Zimmermeister auf die im Jahr vorher fertiggestellte Grundmauer eine neue Stallscheune errichten. Es war damals üblich, dass der Zimmermeister keine Hilfsarbeiter hatte, dafür hatte der Bauherr zu sorgen. Es oblag ihm diese Tagelöhner zu verköstigen und zu bezahlen. Doch schon bald mussten die Bauarbeiten eingestellt werden, der Bauherr konnte die Tagelöhner nicht mehr mit Essen versorgen. Diese Stallscheune wurde erst im darauffolgenden Jahr fertig gebaut.

Im März 1817 war die Nahrungsmittelknappheit in Giswil offenbar schon sehr gross. Der Rat beschloss, Kirchengvogt Franz Berchtold und Franz Niklaus Zumstein sollen ennet dem Brünig schauen, ob sie für die armen Leute Kartoffeln kaufen können. Die Verteilung von Kartoffeln wurde von der Bürgergemeinde offenbar schon in früheren Jahren praktiziert, so wurde der Säckelmeister im Januar 1813 angewiesen, 40 bis 50 Säcke Kartoffeln zu kaufen, um sie den armen Leuten zu verteilen. Allerdings waren die Empfänger verpflichtet diese Kartoffeln im Herbst nach erfolgter Ernte wieder zurück zu geben. Aber in den folgenden Jahren berichten die Ratsprotokolle immer wieder, dass die armen Leute die geborgten Kartoffeln im Herbst nicht zurückgeben konnten.

Der Müller und Pfister (Bäcker) Balz Röthlin erklärte im Juni 1817 er wolle nicht mehr Brot backen. Der Bürgerrat reagierte sehr unwirsch: Röthlin wurde aufgefordert sein Handwerk fortzusetzen und die Gemeinde in dieser schweren Zeit so gut als möglich zu unterstützen. Sollte er sich weigern, müsse er sich beim Landammann verantworten. Das Müller- und Pfistergewerbe war schon damals stark reglementiert: So waren die Kosten für den Transport des Korns, das Gewicht der Brote, der Pfisterlohn pro Brot usw. festgelegt. Dieser Streit konnte erst Ende 1819 gütlich beigelegt werden. Im Jahre 1826 starb Balz Röthlin im Alter von 70 Jahren.

Vor der Zeit Haselnüsse gesammelt

Bei den Eigentumsdelikten hingegen zeichnet sich die Krise ganz klar ab, wobei es sich hier nicht um Delikte im heutigen Sinn handelt. Mehrheitlich handelt es sich um Holzfrevel im Zusammenhang mit Aschenbrennen. Potasche wurde für die Glasherstellung im Flühli gebraucht und zum Wäschewaschen, wobei für letzteres in der Regel die Asche aus dem eigenen Haushalt genügte. Oft vergriffen sich die Geissbuben an den jungen Tannen im Wald; der Jungwuchs war bei der Waldweide hinderlich und reduzierte den Graswuchs. Allerdings wurde schon im 17. Jahrhundert im Einig festgelegt, dass der Besitzer der Geissen für das Handeln der Geissbuben zur Rechenschaft gezogen werde. Die meisten dieser «Delikte» sind aus heutiger Sicht nicht mehr verständlich, jedoch im Zusammenhang mit der grossen Nahrungsmittelknappheit zu sehen. So wurde die Frau von Lorenz Friedrich gestraft, weil sie im Forst «vor der Zeit» Haselnüsse gesammelt hatte; als Strafe musste sie 1 Gulde 20 Schilling der Kirche geben. Sehr oft konnten die armen Leute die Strafe nicht bezahlen, mit Gräben ausheben auf dem Schiben- und Aaried konnten sie die Strafe abarbeiten.

Teilweise wurden Saatkartoffeln vor dem Setzen in Gülle getaucht um das frevelhafte Ausgraben zu verhindern. An vielen Orten wurden Soldaten aufgeboten um die Felder zu bewachen mit fatalen Folgen, in Uri verstarb eine Frau an Schussverletzungen. In Nidwalden wurden in dieser Zeit die letzten Personen wegen Diebstahls hingerichtet.

Ein immer wiederkehrendes Thema in den Protokollen ist die Bekämpfung der fremden Bettler, nicht zu verwechseln mit den einheimischen Bettlern, diese wurden von den Behörden toleriert, ja sogar gefördert. Es gehörte zu den wöchentlichen Pflichten des Landjägers sogenannte Bettlerjagden zu organisieren. Für jeden gefassten fremden Bettler bekam er zwei Batzen, jedoch erst nachdem er sie in Sarnen im Spittel übergeben hatte. Von Sarnen wurden diese ertappten Bettler über den Rengpass oder über den Brünig ausgeschafft. Mit Nidwalden gab es ein Abkommen auf Gegenseitigkeit, diese Leute nicht an die gemeinsame Grenze zu stellen.

Unser Pfarrhelfer Jakob Wallimann¹ geht in seinem Nachlass mit einigen Zeilen auf diese Zeit ein.² *«Nun kam das grosse Missjahr von 1816; den ganzen Sommer hindurch sah man selten die Sonne, auf einen Schneefall im Mai folgte steter Regen, an keinem Baum war Obst zu finden. Die Kornernte begann Ende August. Es schneite auf das gemähte Emd, die Bohnen begrub unreif der Schnee und der Hafer wurde im Christmonat und Jänner noch unreif unter dem Schnee hervorgesucht. Die Kartoffeln waren verfault, das Futter vergraute. Wenn man noch hinzurechnet, dass uns das Ausland infolge schlechter Verkehrswege fast gar nichts zuführen konnte, wohl auch selbst unter den miserablen Witterungsverhältnissen litt, so kann man sich den Jammer vorstellen. Lieblosigkeit und Kurzsichtigkeit versperrte die Ausfuhr aus anderen Kantonen, eine furchtbare Not trat ein; die wenigen Vorräte wurden aufgezehrt und viel Vieh musste geschlachtet werden. Mit Beginn der Frühjahrsarbeiten (1817) mehrten sich der Hunger und die Not; es musste Krüsch geröstet werden und das damals noch verachtete Pferdefleisch gegessen, Kräuter für Mensch und Vieh gesammelt werden. Unglaubliche Sachen sollen damals gegessen worden sein, wie altes Leder und Baumrinde. Da sah man bleiche und abgezehrte Gestalten herumschleichen. Der Futtermangel schäumte die Milch sparsam und ballte die Butter klein. Das Pfund kostete 9 alte Batzen³, das Pfund Rindfleisch 40 alte Batzen⁴. Der allergrössten Not wurde durch die wahrscheinlich damals entstandene Armenkommission etwas vorgebeugt. Auch bei und in Giswil war die Hungersnot gross; ich habe noch alte Leute gekannt, welche mit Schaudern vom Hungersjahr 1817 zu erzählen wussten.»*

¹ Jakob Wallimann von Alpnach, Helfer in Rudenz 1932-1955

² Aus dem Nachlass von Helfer Wallimann, 30 Seiten im Archiv der Heimatkundlichen Vereinigung Giswil

³ 9 alte Batzen = indexiert nach heutigem Wert CHF 31.40

⁴ 40 Batzen = indexiert nach heutigem Wert CHF 139.80



Bild 5: Diese Stallscheune in der Chappelenmatt, Grossteil wurde im Jahre 1817 gebaut, wegen Lebensmittelknappheit musste der Bau eingestellt und die Tagelöhner nach Hause geschickt werden, der Stall wurde erst ein Jahr später fertig gebaut.

Literatur:

Krämer Daniel; Menschen grasten mit dem Vieh, Basel 2015

von Flüe Niklaus; Giswil im 19. Jahrhundert, Giswiler Geschichtsheft 6, Giswil 2006

von Flüe Niklaus; Restaurationszeit in Obwalden, Obwaldner Geschichtsblätter, Sarnen 1989

Hafner Urs; Das Jahr ohne Sommer und Brot, NZZ Geschichte Nr. 5 April 2016

Text, Grafik und Foto

Ludwig Degelo, Bonstetten